

Charlotte Nash
AM ENDE DES HORIZONTS

Buch

Nach einem traumatisierenden Vorfall in dem Krankenhaus in Brisbane, in dem sie arbeitete, ist Dr. Daniella Bell zu dem Schluss gekommen, dass das kleine, abgelegene Ryders Ridge im Nordwesten Queenslands genau der richtige Ort ist, um sich eine Weile vor dem Rest der Welt zu verstecken. Sie unterstützt den dort ansässigen Arzt in seiner Praxis und gewinnt mit ihrer einfühlsamen, engagierten Art schnell das Vertrauen ihrer neuen Patienten. Und noch jemand wird auf sie aufmerksam: der attraktive Mark, der die Farm seines Vaters ein gutes Stück außerhalb des Ortes leitet. Als das Verhältnis der beiden immer enger wird, beginnt Daniella sich zu fragen, ob sie sich in Ryders Ridge vielleicht sogar ein neues Leben aufbauen könnte.

Aber auch in Kleinstädten auf dem Land verläuft nicht alles harmonisch. Daniella muss bald schon herausfinden, dass die örtliche Gerüchteküche sowohl neu geknüpft Freundschaften als auch Karrieren bedrohen kann und dass auch kleine Orte ihre Geheimnisse haben. Wenn man es genau betrachtet, ist sogar Mark eine Komplikation – denn so glücklich die beiden auch zusammen sind, wie soll eine Ärztin eine Praxis führen und auch in Notfällen für ihre Patienten da sein, wenn sie auf einer Farm im Outback lebt? Doch gerade als Daniella ernsthaft darüber nachdenkt, ein weiteres Mal davonzulaufen, zwingt ein schrecklicher Unfall sie, sich endlich ihren traumatischen Erlebnis- sen in Brisbane zu stellen, und sie erkennt, dass sie Mark auf keinen Fall verlieren will ...

Autorin

Charlotte Nash wurde in England geboren, wuchs jedoch in der Nähe von Brisbane in Australien auf, umgeben von Farmen und Pferdeweiden. Sie studierte Maschinenbau und Medizin, arbeitete als Ärztin auf einer Militärstation und baute als Ingenieurin Raketen (unter anderem), bevor sie 2010 anfangen zu schreiben. Charlotte Nash ist immer noch eine Pferdenärrin, fährt außerdem gern Motorrad, hat ein Faible für Flugzeuge und liebt es, Geschichten zu erzählen.

Charlotte Nash

AM ENDE
DES HORIZONTS

Australien-Roman

Aus dem Englischen
von Sabine Schilasky

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2013
unter dem Titel *Ryders Ridge* bei Hachette Australia, Sydney



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Taschenbucherstausgabe Juli 2015
bei Blanvalet, einem Unternehmen der
Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Copyright © Charlotte Nash 2013

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur
Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015
by Verlagsgruppe Random House GmbH, München
Umschlaggestaltung: Johannes Frick, Neusäß

Umschlagmotive: Shutterstock

Redaktion: Melike Karamustafa

AF · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-7341-0116-8

www.blanvalet.de

Für Dad.

Ich wünschte, du hättest dies hier sehen können.

*D*r. Daniella Bell wusste, dass sich viele Menschen vor Krankenhäusern gruselten. Was auf sie nicht zutraf. Jedenfalls bisher nicht.

Laut der schlichten Wanduhr war es zwölf Minuten nach Mitternacht. Daniella stand in einem kleinen Behandlungszimmer, wo die gestärkte weiße Bettwäsche eine leuchtende Insel inmitten der bunten Materialbehälter an den Wänden bildete. Dieser Raum könnte sich ebenso gut in einem Krankenhaus in Brisbane befinden anstatt hier, im mehrere tausend Kilometer entfernten Ryders Ridge im Nordwesten von Queensland.

Daniellas Hände umklammerten das Krankenblatt, während ihr vor Panik schlecht wurde. Das kannte sie bis vor Kurzem überhaupt nicht von sich. Sie wurde nie panisch, verlor nie die Kontrolle. Sie war die ruhige Dr. Bell – gelassen wie ein Zen-Mönch.

So war sie immer gewesen. Die Patientin löste diese ungewöhnliche Reaktion aus: Sarah, ein kleines Mädchen mit Asthma, das nun unter einer gurgelnden Inhalationsmaske schlief. Im Grunde war schon alles getan worden. Daniellas Vorgesetzter, Dr. Martin Harris, der bisher als einziger Arzt in dieser Stadt praktizierte, hatte den Notfall aufgenommen. Er hatte Steroide und Bronchodilatoren verabreicht, worauf Sarahs Atmung weniger angestrengt wurde. Die Sauerstoffwerte waren hervorragend, die Gefahr überstanden.

Trotzdem war Daniella beunruhigt.

Als sie Dr. Harris bei der Arbeit zusah, hatte sie in ihren Erinnerungen gekramt. Es bestand kein Grund, wegen Asthmaspanisch zu werden; sie hatte schon dutzende Fälle in Brisbane gesehen. Aber das war *vorher* gewesen. Sie testete sich, indem sie mit den Fingern die Schritte bei Asthma-Behandlungen abzählte, und war froh, dass sie ihr auf Anhieb alle einfielen. Dennoch trennten sie Lichtjahre von ihrem alten, sachlichen Ich. Und das machte ihr Angst. Sie wollte sich ihrer selbst wieder sicher sein. Vergessen.

Nicht dass sie sich in dieser fernab gelegenen Stadt versteckte. Nun ja, vielleicht doch irgendwie. Aber sie zog es vor, von einer Auszeit zu sprechen. Ryders Ridge war so anders als Brisbane wie überhaupt nur möglich. Und hier arbeitete sie Seite an Seite mit einem erfahrenen Mediziner. Es war der ideale Ort, um ihr Selbstvertrauen wiederherzustellen.

Sarahs Eltern, Mac und Susan Westerland, waren besorgt, doch sie wussten um den Gesundheitszustand ihrer Tochter und kannten Dr. Harris gut. Während der Behandlung hielten sie sich dezent zurück und trösteten die Kleine, so gut sie konnten. Nun schob Dr. Harris seine Brille höher und entfernte sich vom Bett, um der Familie ihre Privatsphäre zu lassen. Daniella folgte ihm aus dem Zimmer.

»Alles in Ordnung?«, fragte Dr. Harris und richtete seine Manschetten. Diese Frage hatte er schon häufig gestellt, seit sie vor vier Tagen in der Klinik angefangen hatte. Dabei benutzte er diesen speziellen väterlichen Tonfall und zog die weißen Brauen so hoch, dass ihm seine Brille jedes Mal auf die Nasenspitze rutschte. Aber Daniella war sich nie sicher, ob er einfach nur ein Auge auf sie hatte oder sie durchschaute.

»Bestens«, sagte sie möglichst munter, als sie durch den Flur gingen.

»Ich weiß, dass Sie in Brisbane schon Notdienst gemacht haben«, fuhr er fort. »Doch hier läuft es etwas anders. Es gibt

nicht jede Nacht Notfälle, dafür sind es insgesamt mehr Nächte, in denen man in Bereitschaft sein muss. Wie gesagt, ich bin sehr froh, Sie hier zu haben. Aber bis Sie sich richtig eingelebt haben, rufe ich Sie nur bei den interessanten Fällen hinzu.«

Dr. Harris trat ans Waschbecken. Daniella beobachtete, wie er sich die Hände wusch: erst abspülen, dann zwei Tropfen rosa Seife, einseifen, wieder abspülen und zum Abschluss ein Spritzer alkoholisches Desinfektionsgel. Der Mann war gewissenhaft und ordentlich. Er trug ein frisch gebügelt weißes Hemd und eine tadellos sitzende dunkelblaue Hose, dabei war er wahrscheinlich aus dem Bett geklingelt worden.

»Sarah kommt recht häufig«, sagte er über seine Schulter. »Ich habe Mac und Susan gebeten, morgen mit ihr in die Praxis zu kommen, damit wir den Behandlungsplan noch einmal durchgehen können. Sie ist ein guter Fall, den wir ausführlicher besprechen sollten.«

Er war ein Arzt alter Schule, strahlte Vertrauen und Fürsorge aus. Eine der Schwestern hatte Daniella erzählt, dass Dr. Harris regelmäßig Dinnerpartys bei sich zu Hause gab, zu denen er die Mitarbeiter einlud. Was Daniella davon hielt, wusste sie noch nicht genau; solche Vertrautheit wäre in Brisbane undenkbar gewesen.

»Ich bleibe, bis der Inhalator fertig durchgelaufen ist, aber Sie können jetzt gehen«, sagte er. »Wir sehen uns um acht in der Praxis.«

Nachdem er den Flur hinuntergegangen war, steckte Daniella Sarahs dicke Krankenakte in das Aufnahmefach. In Brisbane waren alle Patientendaten elektronisch erfasst worden, doch anscheinend hatte es dieser Trend bisher nicht in den hohen Norden geschafft. Auf dem Flur blieb Daniella einen Moment stehen. Es fühlte sich falsch an, einfach zu gehen. In Brisbane hatte es immer noch irgendetwas zu tun gegeben: Entlassungspapiere fertig machen, Blutproben neh-

men, Visiten. Andererseits war dies hier für Daniellas Begriffe auch kein richtiges Krankenhaus. Schließlich gab es nur zwei Betten, so dass es eher als anständig ausgestattete Ambulanz durchgehen konnte – mit einem Standardröntgengerät und gut bestückten Regalen, aber ohne besonders ausgefeilte Apparaturen. Für alle ernsteren Behandlungen wie Operationen und Intensivfälle war die Klinik lediglich eine Zwischenstation für den Patienten, von wo er zu einem größeren Krankenhaus weitertransportiert werden konnte.

Daniella sah auf ihre Uhr. In sieben Stunden machte die Praxis nebenan auf; dort arbeitete sie täglich im Zimmer neben Dr. Harris. Nachts wechselten sie sich mit dem Bereitschaftsdienst ab. Oder zumindest würden sie dies tun, sobald Dr. Harris ihr zutraute, es alleine zu schaffen.

Daniella schob die Doppeltüren auf und ging über die Veranda zum Gehweg hinunter. Kaum lagen die Lichter des Gebäudes ein Stück hinter ihr, wurde der Himmel zu einem dunkelblauen, sternengepunkteten Gewölbe hoch über ihr. Bis auf das leise Geräusch des Lufthauchs, der sie umwehte, waren ihre Schritte das einzige Geräusch in der Stille.

Sie wanderte um den kleinen Baggersee, gleich neben der Praxis, auf Ryders Ridge zu. Es waren nur zehn Minuten Fußweg bis zu ihrem Haus und in die Stadt ungefähr genauso weit. Achthundert Menschen lebten hier und noch einmal so viele im Distrikt rundherum, der sich über hunderte Kilometer weit in die Landschaft erstreckte. Einige Autostunden entfernt lag die Bergbaustadt Mount Isa mit der nächsten medizinischen Einrichtung. Sämtliche Entfernungen wirkten unglaublich groß, lagen jeweils Stunden mit den Flugzeugen des Royal Flying Doctor Service auseinander. Auf der riesigen Fläche dazwischen gab es nichts als Farmland und einige Minen. Es war seltsam, sich vorzustellen, dass dort draußen Menschen lebten; winzige, vereinzelte Wesen auf unendlich weitem Land.

Und alle waren sie quasi Daniellas Patienten.

Seufzend dachte sie an ihre Panik, als Sarah in die Ambulanz gebracht worden war. Als sie beschloss, den Job hier anzunehmen, hatte Daniella ihren Kollegen erzählt, sie wolle für eine Weile in ländlicher Idylle leben. Die Wahrheit jedoch war, dass sie Brisbane nicht mehr ertrug. Mit dem Daumen strich sie über das Handy in ihrer Tasche. Auch ihren Vater hatte sie zurückgelassen. Er war sicherlich noch wach; immerhin arbeitete er als Chirurg in einem großen Krankenhaus. Doch sie konnte ihn nicht anrufen. Sie hatten sich gestritten, als Daniella beschlossen hatte, die Stelle anzutreten. Er war der Meinung, dass sie hier oben ihr Leben vergeudete.

Hinter einer dunklen Koppel, vorbei an einigen verschlafenen wirkenden Häusern, erschien ihr eigenes Heim weiß und im Mondlicht gespenstisch schimmernd vor ihr. Es war ein kleiner Würfel aus Faserzement, den ihr der Health Service großzügig zur Verfügung stellte. Zuerst hatte Daniella das Haus niedlich gefunden, aber nach vier Tagen konnte die Selbsttäuschung die traurige Wahrheit nicht mehr verbergen: Man konnte es bestenfalls als funktional beschreiben, und viel Zeit verbrachte sie dort ohnehin nicht. Sie stieg die zwei Stufen hinauf und ging nach drinnen. Gleich an der Tür streifte sie ihre Schuhe auf dem Linoleum ab. Die Vorhänge und der Wohnzimmerteppich rochen nach abgestandenem Qualm von einem vorherigen Bewohner, der die Nicht-rauchen-Regel wohl nicht allzu ernst genommen hatte.

Sie sank auf die Couch, ohne sich auszuziehen. Das Bett war zu hart und zu weit weg vom Fernseher, weshalb Daniella normalerweise hier schlief. Ihre Decke lag zusammengeknüllt auf dem Sofa – so wie Daniella sie zurückgelassen hatte, als Dr. Harris sie angerufen hatte. Sie schüttelte sie auf und breitete sie über der Couch aus.

Lange Zeit lag sie wach und dachte an ihre Familie: an

ihren Vater im fernen Brisbane und ihren Bruder, der noch weiter südlich bei der Army diente. Sie wälzte sich hin und her, um eine bequeme Lage auf dem alten Sofa zu finden. Es war besser, dass sie allein hier war, dachte sie. Sie wollte sich selbst wieder vertrauen, diese finstere Angst in sich loswerden und hoffen, dass sie nie wiederkehrte.

Frustriert vergrub sie ihr Gesicht in den Kissen und zuckte gleich wieder zurück. Der Bezug stank nach klammem, kaltem Rauch. Daniella rollte sich auf die andere Seite und befahl sich einzuschlafen.

Nach exakt fünf Stunden wachte Daniella mit steifem Genick wieder auf. Gähnend zog sie sich die Kleidung der letzten Nacht aus, schlüpfte in eine saubere Hose und ein Stricktop und öffnete die Speisekammer. Ein Weberknecht huschte von einer leeren Ecke in die nächste. Auf dem mittleren Regal stand eine einsame Fünf-Minuten-Terrine – der traurige Rest der Lebensmittel, die ein früherer Bewohner zurückgelassen hatte. Auch im Gefrierschrank hatte Daniella einige Fertiggerichte gefunden. Sie sah auf ihre Uhr. Nein, den Wasserkocher anzuwerfen würde zu lange dauern. Sie konnte einige Kekse aus der Dose in der Praxisküche essen, und nach der Arbeit würde sie sich auf die Suche nach einem Supermarkt begeben.

Beim Zähneputzen bog sie den Kopf hin und her, um ihr steifes Genick zu lockern. Ihre blonden Strähnen wuchsen langsam heraus, so dass ein hellbrauner Streifen an ihrem Scheitel sichtbar wurde, als würde ihre innere Unruhe genau dort durchzuscheitern beginnen. Vor sechs Monaten hätte sie es nie so weit kommen lassen. Wenn sie den Supermarkt gefunden hatte, musste sie als Nächstes dringend einen Friseur ausfindig machen.

Nachdem sie die Zahnpasta ausgespült hatte, betrachtete

sie ihr Gesicht: dunkle Ringe unter den grauen Augen, blasser Haut. Sie war erst siebenundzwanzig, warum sah sie so müde aus? Im Schein des Neonlichts über dem Spiegel zog sie eine Grimasse und fragte sich, wie viel Landluft und Sonne wohl nötig wären, um ihren fahlen Großstadtteint verschwinden zu lassen.

Es wurde Zeit, das herauszufinden.

Vom obersten Regal der Speisekammer angelte sie einen alten braunen Filzhut herunter. Auch der stammte von einem früheren Bewohner und war das Erste gewesen, was ihr bei ihrer Ankunft in die Hände gefallen war. Bei dem Hut hatte eine kurze Nachricht gelegen: *Den werden Sie brauchen!*

Daniella wanderte hinaus in den Morgen, die gerade, von gepflegten Häusern gesäumte Straße hinunter und vorbei an der Kirche am Ende der Straße. Eine Gruppe schlaksiger Jungen radelte vorbei. Sie riefen sich gegenseitig zu und fuhren in großen Bögen über den Asphalt, während ihre Helme an den Lenkern herabbaumelten. Daniella verzog bei diesem Anblick das Gesicht und hoffte inständig, dass keiner von ihnen in der Praxis landen würde.

Binnen kürzester Zeit hatte sie den See an der kleinen Klinik erreicht. Und sie war wahrlich dankbar für den Hut, denn schon am frühen Morgen war das Licht grell und stechend. Der Himmel war von einem verblüffenden Blau, wie eine stumme, greifbare Erscheinung, und Daniella hatte das Gefühl, sie könne ihm all ihre Ängste beichten. Wäre sie sicher gewesen, dass niemand sie hören konnte, hätte sie es wohl auch getan.

Um halb acht traf sie in der Praxis ein. Die beiden Krankenschwestern waren schon da. Jackie, eine junge Frau mit dunklen Locken, sortierte Akten hinter dem Schreibtisch. Die andere, eine ruhige, aber enorm effiziente Frau, stand an der Kaffeemaschine.

»Hi, Jackie«, rief Daniella.

»Hi, Doc – ich meine, Daniella«, erwiderte Jackie und blickte lächelnd von ihren Akten auf.

»Hi...«, Daniella zermartete sich das Hirn nach dem Namen der anderen Schwester. Sie hatten erst eine gemeinsame Schicht gehabt, trotzdem ärgerte Daniella sich, dass ihr der Name nicht einfallen wollte. Sie konnte sich ganze Listen von Hustenursachen merken, aber nicht wie eine einzelne Schwester hieß? Zum Glück hatte die Frau ihr den Rücken zugewandt.

»Roselyn«, sagte Jackie stumm und grinste, während sie sich eine verirrte Locke hinters Ohr strich.

»... Roselyn«, endete Daniella und warf Jackie einen dankbaren Blick zu.

»Hübscher Hut«, sagte Jackie.

Daniella nahm ihn ab und legte ihn gerade oben auf den Aktenschrank, als Dr. Harris hereinkam. Wie immer in tadellos gebügelter Hose und Hemd mit Hosenträgern und Fliege.

»Guten Morgen, Daniella. Wie haben Sie geschlafen?«

Die Nettigkeiten gingen weiter, als sich alle zur Morgenbesprechung an den laminierten Tisch in der Küche setzten. Die Küche war gleichzeitig Pausen- und Besprechungsraum. Daniella war nach wie vor unbegreiflich, wie wenige Mitarbeiter für sechzehnhundert Leute zuständig waren: zwei Ärzte, zwei Schwestern und einige Ehrenamtliche, die als Fahrer für den Krankenwagen mit Allradantrieb einsprangen. Das schien nicht annähernd genug. Dr. Harris war seit zehn Jahren hier, wie er ihr stolz erzählt hatte, und die meiste Zeit als einziger Arzt. Der Bewunderung nach zu urteilen, mit der die Schwestern von ihm redeten, und ihrer eigenen Recherche zufolge wusste Daniella, wie außergewöhnlich es war, dass jemand so lange an einem solch isolierten Flecken Erde blieb.

Dr. Harris ging die Termine durch und sortierte die Akten in zwei Stapel, einen für ihn, einen für Daniella. »Also, Mr. McLeod... den nehme ich heute lieber... und Mrs. Blake...«

Bis die Besprechung vorbei war, hatte sich das Wartezimmer bereits fast bis zum letzten Platz gefüllt, und Dr. Harris' Stapel war doppelt so hoch wie Daniellas. Diese paar Patienten würden ihr kaum über die ganze Sprechstunde etwas zu tun geben. Sie holte tief Luft und neigte sich vor. »Dr. Harris, möchten Sie, dass ich heute Abend die Bereitschaft übernehme?«

Die Schwestern wechselten einen Blick, und Dr. Harris sah Daniella über seinen Brillenrand hinweg an.

»Ich meine nur, weil Sie letzte Nacht rausgerufen wurden«, erklärte sie und hoffte inständig, dass ihre Wangen nicht so rot glühten, wie sie sich anfühlten.

Dr. Harris schüttelte den Kopf. »Sehr freundlich, dass Sie das anbieten, aber lassen Sie uns vorerst bei diesem Dienstplan bleiben.«

Während Jackie und Roselyn gingen, um die Sprechzimmer vorzubereiten, nahm Daniella ihren Aktenstapel auf. Sie fühlte sich gedemütigt.

Dr. Harris lächelte freundlich. »Sie können es nicht erwarten, voll einzusteigen, was? Ich weiß, dass Sie mich wohl für übertrieben vorsichtig halten, und ich bewundere Ihren Enthusiasmus. Der ist gut. Aber mir ist auch klar, dass Sie bisher nur in der Stadt gearbeitet haben. Hier draußen laufen die Dinge ein bisschen anders. Ich möchte, dass Sie darauf vorbereitet sind und sich wohl fühlen, sich erst einmal einleben. Und ich sage Ihnen weiterhin Bescheid, wenn es etwas Interessantes zu sehen gibt, wie letzte Nacht. Einverstanden?« Er lächelte wieder.

Daniella nickte und schluckte. In der Stadt folgte man meist einer völlig anderen Strategie: Wirf die Jungen ins kalte Wasser, und sie werden entweder untergehen oder schwim-

men. Daniella hatte die Zeit hinter sich, in der sie sich vor jedem Bereitschaftsdienst fürchtete – ein Jahr im Praktikum, zwei Jahre als Assistenzärztin. Sie hatte den Job geliebt und es geschafft, ihre Angst zu überwinden. Umso erschreckender war es für sie, wie verloren sie sich danach in einem großen Krankenhaus gefühlt hatte; ein nicht unwichtiger Teil der Gründe für ihren Umzug nach Ryders. Sie wollte nicht, dass sie ähnliche Ängste hier einholten.

Sie legte die Akten vorne auf den Empfangstresen und nahm sich die oberste herunter. Mandy Rawlinson. Daniella blickte ins Wartezimmer. Nahe der Tür saß ein älteres Ehepaar. Neben ihnen eine junge Frau in Jeans und Windjacke, die in einer alten Ausgabe von *Woman's Day* blätterte, dann folgten eine Frau mit wachem Blick und einem Kleinkind auf dem Schoß und ein junger Mann in einem Flanellhemd mit Ölschmiere im Gesicht und einigen Papieren in seinen von der schweren Arbeit vernarbten Händen. Daniella konnte selten auf Anhieb erkennen, warum Patienten kamen. Es war eines der Dinge, die sie an ihrem Job liebte: Was die Leute ihr hinter verschlossenen Türen erzählten, sprach für ein Vertrauen, das ihr heilig war.

Jackie sah Daniella an und nickte zu dem kleinen Mädchen auf dem Schoß der Frau. Daniella atmete tief ein und raffte ihren Mut zusammen. »Mandy?«, fragte sie.

Mandy und ihre Mutter standen auf. Daniella suchte nach Anzeichen für eine Krankheit – Mattigkeit, trübe Augen, Unruhe. Aber das kleine Mädchen hüpfte fröhlich den Flur hinunter und stieg auf die Untersuchungsliege im Sprechzimmer.

»Daniella Bell«, stellte sie sich Mandys Mutter vor und reichte ihr die Hand.

»Ich weiß, Sie sind der neue Doc«, sagte die Frau. »Ich bin Kirsty.«

»Und du bist Mandy«, wandte Daniella sich an die Kleine,

die nickte und zu ihrer Mutter blickte, als wolle sie ihre Zustimmung einholen. »Wie alt bist du, Mandy?«

»Bald vier«, sagte das Mädchen.

»Und wann hast du Geburtstag?«

Noch ein Blick zur Mutter. »Morgen.«

»Na super! Feierst du dann eine Party?«

Die Kleine nickte.

»Schön. Was kann ich denn heute für dich tun?«, fragte Daniella das Mädchen, sah dabei aber auch die Mutter an. Kinder sollte man grundsätzlich wie eigenständige Wesen behandeln, allerdings ohne die Eltern auszuschließen.

Kirsty warf ihrer Tochter einen aufmunternden Blick zu, und Mandy zog feierlich ihren Ärmel nach oben.

»Ah, du bist zum Impfen gekommen? Sehr gut.«

Das also waren die Fälle, die Dr. Harris ihr auf den Stapel legte. Auch wenn sich Daniella freute, dass mit dem Kind nichts Ernsteres war, ärgerte sie sich doch ein wenig.

»Also, Mandy, es sind drei Spritzen. Wir werden Schwester Jackie herholen und sie dir auf einmal geben. Danach bekommst du ein Spezialpflaster und kannst wieder nach Hause, um deine Party vorzubereiten.«

Daniella nahm eine Handvoll Kinderpflaster und ließ Mandy die aussuchen, die ihr am besten gefielen. »Wohnen Sie in der Stadt?«, fragte sie Kirsty, nachdem sie Jackie hereingerufen hatte.

»Nein, auf Benders Station.«

»Wo ist das?«

»Im Nordosten, ungefähr drei Stunden Fahrt von hier.«

»Drei Stunden?« Daniella, die gerade die Spritzen auf dem kleinen Tablett auslegte, hielt inne. »Wow, da müssen Sie beide aber früh aufgestanden sein.«

Kirsty lachte. »Nein, eigentlich wie immer.«

»Und was bauen Sie auf Benders an?«

»Kühe!«, antwortete Mandy.

Daniella und Jackie lachten, und Mandy schwenkte vergnügt ihre Beine.

»Klingt ja toll«, sagte Daniella. »Okay, Mandy, dann wollen wir mal.«

Jackie war eine echte Könnlerin mit zwei Spritzen in der Hand. Einen Moment später war alles vorbei, und auf Mandys Arm klebten die bunten Pflaster. Jackie zauberte noch einen grellrosa Lolli hervor, und Kirsty drückte ihre Tochter an sich, bis Mandys Unterlippe nicht mehr bebte.

»Du bist das mutigste Mädchen, das ich kenne«, sagte Daniella aufrichtig erstaunt.

»Sie ist genau wie ihr Dad«, sagte Kirsty und küsste ihre Tochter.

Jackie lächelte den beiden zu und wandte sich ab.

Kirsty blieb auf dem Weg aus dem Sprechzimmer stehen. »Übrigens, wenn Sie die Farm mal sehen wollen, jederzeit gerne. Kommen Sie doch mal zum Abendessen. Wir würden uns freuen.«

Daniella versprach, dass sie versuchen würde, es einzurichten. Als Mutter und Tochter draußen waren, sagte sie kopfschüttelnd: »Unglaublich. So eine Vierjährige habe ich noch nie gesehen.«

Jackie nickte und gab ihr die nächste Patientenakte.

Daniella sah auf das Deckblatt und blickte sich im Wartezimmer um. »Shaun?«

Shaun Groves war ein Schafzüchter, der ein neues Rezept für sein Blutdruckmittel brauchte. Während Daniella seine Vitalfunktionen prüfte, erzählte er ihr lang und breit von seinen Schafen und seiner Frau, die ihm allesamt gleich am Herzen zu liegen schienen.

»Sie müssen mal zum Abendessen kommen«, sagte er zum Schluss.

»Das ist sehr freundlich von Ihnen«, antwortete Daniella. Sie stellte sein Rezept aus und schmunzelte; schon die zweite Einladung heute. »Ich komme gerne, wenn ich einmal dienstfrei haben sollte.«

»Sicher, sicher«, sagte Shaun. »Sie haben bestimmt eine Menge um die Ohren, gerade hergezogen und alles.«

Und so flog der Tag dahin. Auf Shaun folgten noch zwei weitere Kinder zum Impfen, dann zwei ältere Paare vom Campingplatz, die beide über Magen-Darm-Probleme klagten. Zwischen den Patienten aß sie Kekse, um ihr Bauchgrummeln zu unterdrücken, und mied den scheußlichen Kaffee, den Roselyn sich literweise hineinschüttete. Später rief Dr. Harris sie in sein Behandlungszimmer, damit sie ihm dabei helfen (oder vielmehr ihm dabei zusehen) konnte, eine Hautkrebsteil bei einem Patienten namens Garry herauszuschneiden. Garry arbeitete auf einer Rinderfarm, wie sie erfuhr. Daniella hatte viele solche kleinen Operationen in Brisbane bereits selbst durchgeführt, doch sie schaute Dr. Harris geduldig zu. Wenigstens lud Garry sie nicht zum Abendessen ein.

Am Nachmittag kam Sarah, das kleine Mädchen mit der Asthmaerkrankung, in die Sprechstunde, um sich untersuchen zu lassen. Dr. Harris beobachtete, wie Daniella Sarahs Brust abhorchte und mit ihrer Mutter über den Behandlungsplan sprach.

Am Ende des Tages war Daniella erledigt. Nicht, dass es hektisch gewesen wäre, doch sie musste sich noch alles Neue und Ungewohnte merken. Angefangen bei den neuen Patienten bis hin zu dem Ort, an dem die Tupfer aufbewahrt wurden.

Als sie aus dem klimatisierten Gebäude trat, traf sie die Hitze des Tages wie ein Schlag ins Gesicht. Dabei war es bereits Anfang Juli, also praktisch Spätherbst. Sie lehnte sich an die Mauer und sog die Sonne in sich auf wie eine Echse. Drin-

nen war alles klinisch rein, hell und kühl, hingegen lag hier draußen über allem ein Staubfilm, in dem winzige Mineralpartikel glitzerten. Der blaue Himmel spannte sich wie eine gigantische Zeltplane über das Land.

Die Glasschiebetür neben ihr öffnete sich. »Ab nach Hause?«, fragte Jackie und hängte sich ihre Tasche über die Schulter.

»Ja«, sagte Daniella, dann fiel ihr die einsame Suppenterrine ein. »Das heißt, nein, ich muss einen Supermarkt finden. Können Sie mir sagen, wo einer ist? Am Montag hatte ich nur die Blitzführung, und ich kann mich an nichts mehr erinnern.«

»Mein Gott, Sie haben fünf Tage lang Suppe und Kekse gegessen?«, fragte Jackie entgeistert. »Ihr Ärzte seid doch alle gleich. Na, kommen Sie, ich nehme Sie mit. Ich hole meinen Jungen bei meiner Mum ab. Der Supermarkt ist gleich nebenan.«

Dankbar folgte Daniella Jackie zu ihrem Geländewagen. Als sie die Beifahrtür aufzog, musste sie ihre Augen gegen die Sonnenspiegelung im Glas abschirmen. Irgendetwas fehlte.

»Eine Sekunde!«, rief sie Jackie zu und rannte zurück in die Praxis.

Dr. Harris holte gerade seine Tasche hinter dem Schreibtisch hervor, als Daniella den alten Hut vom Aktenschrank klaubte. Der Arzt grinste ihr zu.

»Dieser alte Staubfänger«, sagte er. »Sie ahnen nicht, auf wie vielen Köpfen der schon gesessen hat. Mindestens auf denen sämtlicher Bewohner des Health-Service-Bungalows.« Nachdenklich tippte er sich ans Kinn. »Ich glaube, mein erster Famulant brachte ihn seinerzeit mit und ließ ihn hier. Das Ding hätte schon vor Jahren von jemandem in Rente geschickt werden sollen.« Er bedeutete Daniella, voraus nach draußen zu gehen. »Aber ich schätze, er tut es noch eine Weile. Ach,

und ehe ich es vergesse: Am Sonntagabend mache ich einen Braten, zu dem ich einige Leute eingeladen habe. Sie müssen kommen. Und sagen Sie bitte auch Jacqueline Bescheid.«

Fünf Kilometer entfernt stand Mark Walker auf der hinteren Veranda des Ryders-Wohnhauses und klopfte seinen Hut aus. Der Staub vom Viehtrieb haftete überall. Der honigbraune Stein, in dem das Haus gemauert war, hatte denselben Ton wie die Naturholzböden, was zu jeder Tageszeit wunderschön aussah – bei Sonnenuntergang allerdings spektakulär wirkte. Mark hatte schon einiges von Australien gesehen, insbesondere von Queensland, doch nichts löste dasselbe Gefühl in ihm aus, das er beim Anblick dieser Steine empfand. Sie gehörten zu ihm, waren ein Teil von ihm.

Er blieb stehen und blickte von der Veranda über das Land. Weite Grasflächen erstreckten sich bis zum Horizont, über Gräben und fossilienreiche Hügel, nur hier und da von dürren Bäumen, Zäunen und Vieh unterbrochen. Näher beim Haus zeichneten sich die Geräteschuppen und Ställe als dunkle Umrisse gegen das letzte orange Tageslicht ab.

Das satte Gras hatte Ryders zum besten Weidegrund im ganzen Bundesstaat gemacht; zumindest war es früher einmal so gewesen. Zehn Jahre Dürre hatten ihre Spuren im Wohlstand der Region hinterlassen, und obgleich der Regen seit einigen Jahren zurückgekehrt war, erholte sich die Wirtschaft nur langsam. Mark sah zu dem geschwärzten Zaunpfahl, den sein Vater nahe dem Hof eingeschlagen hatte: zur Erinnerung an ein Buschfeuer, das gegen Ende der Dürre Weidezäune und Schuppen zerstört hatte, kurz bevor der Regen eingesetzt hatte. Alle jene Zäune hatten erneuert werden müssen; und

das zu einer Zeit, als sie kaum Vieh verkauften. Und dann folgte auch noch die Ausfuhrsperr für Lebendvieh.

Mark stemmte die Hände auf die Verandabrüstung. Es waren finstere Zeiten gewesen, aber sie hatten es immer irgendwie geschafft. Sechs Generationen von Walkers hatten dieses Land geliebt, sogar als die Arbeitspferde Hubschraubern und Quads wichen. Sie hatten Darlehen aufnehmen und Anteile an Investoren verkaufen müssen, aber diese Erde steckte ihnen im Blut. Und nun bauten sie wieder einmal alles von vorne auf.

Im Moment wurde die um einiges verkleinerte Herde auf die oberste Koppel getrieben. Mark war dort gewesen und hatte nach dem Rechten gesehen. Wenigstens würden sie dieses Jahr endlich wieder einen größeren Verkauf erzielen. Er blinzelte zum rosa Horizont, dessen Licht den Boden rot und das Gras grau färbte, und ihm schwoll die Brust vor Stolz. Dies war das Land seiner Familie. Und das würde es immer sein.

Ein Jammer nur, dass sie nicht alle hier waren, um es zu genießen.

Mark fuhr sich mit einer Hand durchs Haar, das von Schweiß und Staub dick und steif war. An der Tür streifte er seine Stiefel und die schmutzigen Socken ab und ging lautlos den langen Flur hinunter zum Wohnzimmer mit dem großen Kamin. Er war schon fast vorbeigegangen, als er seinen Vater bemerkte, der am Sekretär stand und die Reihe der gerahmten Fotos betrachtete, die vom orangeroten Licht des Sonnenuntergangs, das durch das Fenster zum Westen fiel, angestrahlt wurden.

»Hi, Dad«, sagte er.

William Walker blickte sich um. In vielerlei Hinsicht sah er aus, wie er es immer getan hatte: ein großer, kräftiger Mann vom Lande, der sich draußen genauso heimisch fühlte wie in einem vornehmen Haus. Aber der Tod von Marks Mut-

ter hatte ihn verändert. Beinahe über Nacht war er ergraut. Und erstmals in seinem Leben hatte er gesundheitliche Probleme bekommen, Brustschmerzen, gegen die er nun Medikamente nehmen musste. Aber darüber wollte er nicht sprechen. Und jetzt, in seiner sauberen Hose und dem Leinenhemd, mit frisch gekämmtem Haar und geschrubbten Händen, würde es auch niemand bemerken.

Einzig Mark konnte bisweilen einen Blick hinter die Fassade erhaschen.

Er ahnte, welches Foto sein Vater betrachtet hatte: das von der ganzen Familie, aufgenommen vor zwanzig Jahren, als Mark ungefähr acht Jahre alt gewesen war. Die Aufnahme zeigte sie vor dem Wohnhaus von Ryders; sein Vater und seine Mutter standen Arm in Arm. Ihre demonstrative Zuneigung überspielte, wie wechselhaft ihre Beziehung bisweilen gewesen war. Marks älterer Bruder, der damals zehnjährige William junior, hockte mit einem breiten, frechen Grinsen auf einem niedrigen Zaunbalken, die Augen gegen die blendende Sonne fast vollständig zugekniffen. Mark saß im Schneidersitz auf der Erde, während seine Schwester Catrina, die eben erst laufen gelernt hatte, stolz seine Hand hielt.

»Nicht mehr viel Ähnlichkeit mit uns heute«, sagte sein Vater, drehte sich um und sah blinzeln aus dem Fenster. Nein, natürlich war zwanzig Jahre später vieles anders, dachte Mark. Will arbeitete jetzt in der Isa-Mine; Catrina studierte im letzten Semester Agrarwissenschaften an der Uni in Brisbane, nachdem sie vier Monate lang durch Europa gereist war. Und seit dem Tod seiner Frau, aber auch wegen seiner angegriffenen Gesundheit hatte William seinen Dienst bei der Landfeuerwehr aufgeben müssen. Jedoch hatte Mark noch nie erlebt, dass sein Vater sentimental wurde.

Als hätte er Marks Gedanken gelesen, wechselte William prompt das Thema. »Wie läuft der Viehtrieb?«, fragte er.

»Gut. Wir haben wie immer ein paar Leute zu wenig, aber danach haben wir nicht mehr genug zu tun, um die Aushilfen alle zu beschäftigen.«

Sein Vater presste die Lippen zusammen. »Dann gehen sie in die Minen, schätze ich.«

»Wer weiß? Falls wir jemanden ersetzen müssen, kümmere ich mich morgen darum. Und wir sollten langsam planen, wie es mit den finanziellen Mitteln nach dem Verkauf der Rinder aussieht. Vielleicht können wir mit der Roma Station etwas von der Flaute abfangen.«

Sein Vater nickte. »Gut, jetzt geh dich waschen«, sagte er. »Kath serviert in einer Stunde das Essen, und Stephanie Morgan kommt dazu.«

Mark stutzte. »Ist alles in Ordnung?«

»Soweit ich weiß, ja. Steph ist für ein paar Tage hier, um irgendwelche lokalen Veranstaltungen zu organisieren, also wollte sie mal vorbeischaun. Sie übernachtet im Cottage, bevor sie wieder in die Stadt zurückfährt.«

Mark entspannte sich ein klein wenig. »Ist Maria auch hier?«

»Noch nicht, aber Steph sagte, dass sie übers Wochenende herkommt.«

»Ich gehe mich waschen«, sagte Mark. Er bemühte sich, unbesorgt zu klingen, aber ihm war nicht wohl bei der Sache. Weder seinem Vater noch ihm behagte, dass Teile ihres Besitzes Investoren gehörten, nur war ihnen nach der Dürre und dem Ausfuhrverbot nichts anderes übrig geblieben, als das Angebot der Morgans anzunehmen, größere Summen in die Station zu investieren. Mark hatte Stephanie schon länger nicht gesehen; überhaupt sahen sie sich selten, seit Stephanie vor einigen Jahren nach Townsville gezogen war. Das war noch vor der Geldspritze der Morgans gewesen und nachdem Mark die kurze Beziehung mit Stephanie beendet hatte.

Im Bad zog er sein schmutziges Arbeitshemd und die Lederhose aus und inspizierte die Schnitte an seinen Rippen, die er einer undankbaren Begegnung mit einem Stacheldrahtzaun zu verdanken hatte. Dann nahm er eine ausgiebige Dusche, bis sein Gewissen ihn ermahnte, nicht unnötig viel Wasser zu verbrauchen.

In seinem Zimmer holte er sich ein sauberes Hemd und eine Jeans aus dem Schrank. Als er angezogen war, setzte er sich auf sein Bett gegenüber dem großen Fenster. Eigentlich war er viel zu müde für Besuch, änderte seine Meinung jedoch schnell, als sein Blick im schwindenden Tageslicht auf die Wirtschaftsgebäude fiel: Das Stalldach war nur eines der vielen Dinge, die dringend einer Reparatur bedurften. Er liebte diesen Ort, hatte es geliebt, hier aufzuwachsen. Er hatte dieses Land mit seinen Händen geformt, und es hatte dasselbe mit ihm getan. Deshalb wünschte er sich, dass Ryders Station auch in zehn, zwanzig Jahren noch hier war, und er würde einen Weg dafür finden. Beim Abendessen sollte er also besser erscheinen.

Er sah über die Schulter zum Telefon auf dem Dielentisch – ein antikes Erbstück seiner Mutter mit passendem Stuhl daneben. Gerne hätte er jemanden angerufen, mit dem er alles besprechen konnte, aber sein bester Kumpel Dave war draußen beim Viehtrieb, flog den Helikopter und unterstützte die Männer am Boden; sein Vater wollte nicht einsehen, dass sich die Zeiten geändert hatten, und Catrina war eben erst von einer langen Reise zurück.

Nein, er musste sich dem alleine stellen. Also saß er da und grübelte über die Farm, während die Abendröte schwand und es dunkel wurde.

Nachdem das letzte Tageslicht verschwunden war, verließ Mark sein Zimmer. Vom Flur aus hörte er Stephanie und

Kath, die Haushälterin, die sich in der Küche unterhielten. Mark strengte sich an, sein mulmiges Gefühl zu verdrängen, als er hineinging.

»Es riecht köstlich«, sagte er zu Kath. Genüsslich sog er die Aromen von karamellisiertem Roastbeef und knusprigen Kartoffeln ein, als Kath die Ofentür aufklappte.

»Hi, Steph.«

Stephanie, die gerade Tomaten schnitt, unterbrach ihre Arbeit und sah lächelnd zu ihm auf. »Hi, Mark.« Sie war braungebrannt und sah schick aus in ihrer Jeans und der karierten Bluse mit den Perlenohrringen und den lackierten Fingernägeln. Offensichtlich ging es ihr in Townsville gut, und Mark war erleichtert, keine Anzeichen eines schalen Nachgeschmacks ihrer kurzen Affäre zu spüren.

Sie legte ihr Messer hin und gab ihm ein Bier. »Darf ich dich mal für eine Sekunde ausleihen?«, fragte sie.

»Klar.« Mark ging nach draußen auf den Flur. Nun wurde er doch nervös.

Kath rief ihnen nach: »In fünf Minuten serviere ich das Essen, Mark!«

Auf der Veranda lehnte Stephanie sich an die Brüstung. Eine kleine Falte bildete sich zwischen ihren Augenbrauen. »Tut mir leid, dass ich dich so überfalle, aber ist mit deinem Vater alles in Ordnung? Ich hatte bisher noch keine Gelegenheit, mit ihm zu reden.«

Mark fuhr sich mit der Hand durchs Haar, bemüht darum, ihr eine möglichst glaubhafte Halbwahrheit zu präsentieren. »Ich denke schon. Nun ja, es war hart für ihn, aber er hält sich ganz gut. Warum?«

»Weil ich beim Essen mit dir über die Spendenveranstaltung sprechen wollte und ich dachte, dass es für ihn vielleicht zu bedrückend ist, weil es um die Feuerwehr geht.«

Achselzuckend lehnte Mark sich neben ihr an die Veranda-

brüstung. »Er weiß schon davon. Und es bedrückt ihn nicht – falls doch, zeigt er es zumindest nicht. Er ist nur frustriert, weil er nicht mehr helfen kann, besonders nachdem bei uns das Feuer gewütet hat.« Er sah Stephanie an.

Sie nickte zustimmend. »Okay, gut. Es wird ein Freiluft-Filmabend auf dem großen Spielfeld im Park. Dafür muss schweres Gerät aus dem Gemeindesaal in den Park und anschließend wieder zurückgeschafft werden. Ich werde den Ticketverkauf und die Bar übernehmen, aber ich brauche noch einige Helfer. Kann ich auf dich zählen? Auf Dave vielleicht auch?«

»Wann soll das sein?«

»Erst in einigen Wochen«, antwortete sie.

Mark blickte zum Himmel und ging im Geiste durch, was er die nächsten Wochen zu erledigen hatte. »Ich tue mein Bestes, aber du weißt ja, wie es hier zugehen kann.«

»Oh ja, das weiß ich. Danke.« Sie legte eine Hand auf seinen Arm.

Mit einem Lächeln ließ sie ihn rasch wieder los, doch Marks Unbehagen ließ ihn gleichzeitig einen weiteren Schritt beiseitretreten. »Wie läuft es in Townsville?«, fragte er.

Eine Minute lang machten sie Smalltalk: ihrer Mutter ging es gut, die Kanzlei machte Fortschritte. Dann fragte Stephanie: »Wie geht es mit dem Viehtrieb?«

Wieder wurde Mark unwohl, diesmal jedoch aus einem anderen Grund. Der Viehbestand erholte sich zwar, aber das Geld der Morgans steckte in diesem Besitz. Mit Stephanie als Teil der Investoren-Familie darüber zu sprechen war etwas ganz anderes als mit einem Freund. Die Morgans waren fortgezogen und ganz darauf konzentriert, ihre Anwaltskanzlei in Townsville aufzubauen. Stephanie war jetzt für ihre Beteiligung an Ryders zuständig. Eine Menge hatte sich verändert, seit sie zusammen zur Schule gegangen waren. »Wirklich gut«,

sagte er vorsichtig. »Die Herde sieht gut aus. Vielleicht springt in diesem Jahr sogar mal ein Gewinn für euch heraus.«

»Schön. Und vielleicht finde ich sogar noch andere Wege, dabei zu helfen«, sagte Stephanie grinsend.

Ehe Mark fragen konnte, was sie meinte, rief Kath von drinnen zum Abendessen.

Zu viert aßen sie an dem großen, blankgescheuerten Tisch. Die Unterhaltung plätscherte mühelos dahin, dennoch ertappte Mark sich bald dabei, wie er seine Kartoffeln auf dem Teller umherschob, als ihn eine lähmende Müdigkeit überkam.

Plötzlich fühlte er Kath's Hand auf seiner Schulter. »Du kippst gleich in deine Bratensauce«, flüsterte sie.

Mark zwang sich, die Augen weit zu öffnen. Sein Vater erklärte Stephanie gerade die Zuchtstrategie, die sich Mark und er überlegt hatten, um die Herde wieder zu vergrößern, und Stephanie lauschte ihm aufmerksam. Während Mark noch versuchte, der Unterhaltung wieder zu folgen, wandte sie sich ihm zu und fragte: »Was hältst du davon, Mark?«

»Es ist vernünftig«, sagte er. »Wir bekommen mehr vom Markt und von den Züchterverbänden mit.«

Sie nickte bedächtig. »Ja, aber könnt ihr so die Ausgaben über die nächsten Jahre decken?«

Mark schluckte. Was sollte er darauf antworten? Er glaubte es nicht, doch sein Vater war da anderer Meinung.

»Mach dir deswegen keine Sorgen«, sagte sein Vater und tätschelte Stephanies Arm.

Sie schenkte ihm ein geübtes Lächeln. »Nein, ich mache mir überhaupt keine Sorgen, William. Ich möchte nur, dass der Betrieb weiterläuft. Und dabei möchte ich euch helfen. Es gibt noch andere Wege, die Liquidität zu sichern.«

Um seinem Vater zuvorzukommen, sagte Mark hastig: »Ja, natürlich.«

Doch sein Einschub stieß auf taube Ohren. »Ich lasse diese Mistkerle von der Minengesellschaft nicht auf unserem Land herumstochern!«, donnerte William und fing sich gleich wieder. »Verzeih meine Ausdrucksweise, Stephanie.«

»Ist schon gut. Natürlich möchtet ihr, dass euer Land mit dem gebührenden Respekt behandelt und eure Privatsphäre geschützt wird. Aber vergessen wir nicht, dass es auch Interessenten aus Übersee gibt.«

Mark wurde zusehends beunruhigter. »Interessenten aus Übersee? Was soll das heißen – meinst du ausländische Investoren?«

Stephanie lachte unbeschwert. »Ich fantasiiere bloß ein bisschen, Mark. Selbstverständlich habt ihr das Sagen, keine Frage. Und ich bin absolut gegen alles, was sich nachteilig auf die Viehzucht auswirkt. Gott, nein! Ich liebe dieses Land. Wir haben hier vor drei Jahren investiert und wollen – genau wie ihr – nur das Beste für Ryders Station. Trotzdem bieten sich immer wieder Möglichkeiten, und Mum möchte, dass ihr sie kennt. Ihr wisst schon, damit ihr informiert seid, welche Chancen sich bieten. Und ich habe ihr versprochen, es zu erwähnen.«

»Wo kommt das auf einmal her?«, fragte William streng.

Zum ersten Mal wirkte Stephanie verlegen. Sie blickte zu Mark, als wollte sie ihn um Unterstützung bitten. »An uns sind Leute aus Übersee herangetreten, die daran interessiert wären, die Station zu kaufen. Und wir wissen, dass mindestens eine andere Gruppe hier nach Mineralien suchen will. Sie wollen Proben nehmen, das ist alles. Nichts Ernstes. Noch ist nichts konkret, aber ihr wisst hoffentlich, dass sie keine Genehmigung vom Grundeigentümer brauchen, um Tests zu machen. Es tut mir so leid, doch ich wollte es euch unbedingt wissen lassen. Und ihr dürft mich beim Wort nehmen: Ihr behaltet die Kontrolle, aber so ist die Lage.«

Sie sah Mark bedauernd an, und für einen Moment fragte er sich, ob sie es ernst meinte. So oder so durfte er ihr keinen Vorwurf machen; das Geld ihrer Familie steckte in diesem Betrieb, und sie erledigte nur ihren Job. Falls sie die Unterstützung der Morgans verloren ... Er dachte noch über eine Antwort nach, da läutete das Telefon. Mark entschuldigte sich und ging den Flur hinunter, um das Gespräch anzunehmen, während sein Vater mehr Fragen stellte. Ihm war mulmig, als er den Hörer aufnahm.

»Ah, Mark, sehr gut«, meldete sich die Stimme am anderen Ende.

Kaum hörte Mark die Stimme seines Bruders, ließ er sich auf den Stuhl neben dem Telefontischchen fallen. »Will, wie läuft's?«

»Ich lass mich vom Boss scheuchen, kleiner Bruder. Ist mit Dad alles okay?«

Mark blickte den Flur hinunter, um sich zu vergewissern, dass sein Vater außer Hörweite war. »Ja, er nimmt seine Pillen, glaube ich. Nicht dass er darüber reden würde.«

»Tja, na ja, das ist eben seine Art. Er ist stark. War er schon immer.«

Mit solch einem Anflug von Ehrfurcht konnte Will nur über ihren Vater sprechen, solange er sich in einer anderen Stadt, vorzugsweise in einem anderen Staat, aufhielt. Sie beide wussten, dass Will in den Augen seines Vaters eine Enttäuschung war. Zu den Minen abzuwandern, anstatt auf dem geliebten Land der Familie zu bleiben, war das Schlimmste, was ein Sohn William Walker antun konnte. Aber Mark hatte gesehen, wie unglücklich Will hier gewesen war und wie häufig er und sein Vater sich in die Haare bekommen hatten. Will hätte niemals bleiben können.

»Und, wie läuft's in Isa?«, fragte er.

»Viel los. Es steht eine große Schließung an. Ich wollte fra-

gen, ob du interessiert bist.« Der allzeit pragmatische Will kam direkt zur Sache.

»Du fragst mich, ob ich kommen und in der Mine arbeiten will?«

»Nicht für immer. Vielleicht für zwei Monate, maximal. Gute Arbeit, gutes Geld, ein bisschen Abwechslung, das ist alles. Du weißt schon, falls du mal Abstand brauchst.«

Mark schnaubte. Von Ryders wegzugehen fiel ihm nicht im Traum ein. Ja, er war herumgereist, als er noch jünger war, aber nach der letzten Reise hatte er gewusst, dass er für immer bleiben würde. Hier wollte er leben. »Danke, Kumpel, aber nein.«

Will lachte. »Hey, ich hatte auch nicht ernsthaft erwartet, dass du ja sagst! Wie auch immer, es wäre nicht ab sofort. Und das Angebot steht. Kennst du sonst jemanden, der Arbeit sucht? Ich hätte nichts gegen ein paar Leute, die du empfehlen kannst.«

Mark musste nicht lange nachdenken. »Dave ist gut mit Werkzeugen und Maschinen. Er ist zum Viehtrieb hier, hat aber erzählt, dass bei ihm derzeit wenig los ist und er nebenbei viel als Mechaniker jobben muss. Er könnte Interesse haben.«

»Klar, jederzeit. Sag mir Bescheid.« Und damit beendete Will das Gespräch.

Einige Zeit später – sicher waren es nur Minuten – bemerkte Mark, dass er am Dielentisch eingnickt war. Das vertraute Heulen eines der Geländemotorräder, das von der hinteren Koppel kam, hatte ihn geweckt. Mark rappelte sich hoch und ging zur Hintertür. Draußen traf er auf Dave, der von Kopf bis Fuß mit dickem, grauem Staub bedeckt war und gerade dabei war, den Ständer seines Bikes auszuklappen. Er stieg ab und rollte die verspannten Schultern. Seine blauen Augen waren die einzige staubfreie Stelle an ihm.

»Alles okay?«, fragte Mark verwundert. Dave musste min-

destens eine Stunde gefahren sein, wenn die Herde inzwischen da war, wo Mark sie vermutete.

Dave schüttelte sich eine Sandwolke vom Hemd. Sein dunkles Haar kräuselte sich unter der Mütze hervor, die schweißgetränkt war. »Bei einem der Quads ist das Bremskabel hinüber. Ich habe hier noch irgendwo ein neues herumliegen, also bin ich hergekommen.«

»Oh Mann, wieso hast du nicht den Geländewagen genommen?«

Dave grinste. »Der steckt mit einem Platten im Sand fest. Ich habe Simmo gesagt, er soll sich darum kümmern.«

»Dann fahre ich mit dir zurück und helfe euch«, sagte Mark.

»Nein, wir kommen klar«, erwiderte Dave. »Außerdem steht ihr Chefs sowieso immer nur im Weg herum, und ich muss in zwei Tagen fertig sein.« Er zwinkerte Mark lachend zu und warf die schmutzige Mütze in seine Richtung. Mark wich dem Geschoss geschickt aus. »Na, dann umarme mich wenigstens«, forderte Dave, der wild entschlossen war, noch jemand anderen dreckig zu machen.

Mark lachte. »Bleib mir ja vom Leib! Und lass dir von Kath etwas zu essen geben, ehe du wieder zurückfährst.«

Dave holte seine Mütze, setzte sie sich wieder auf und ging mit Mark um das Haus herum zur Küchentür.

»Will hat eben aus Isa angerufen«, sagte Mark. »Bist du interessiert, bei einer Minenschließung mitzuarbeiten? Sie suchen noch Leute.«

»Wie bald?«

»Erst in ein paar Wochen.«

Dave überlegte. »Ja, vielleicht. Ich bin in einer guten Woche sowieso in der Gegend. Dann rufe ich ihn an.«

Sie erreichten die Küchentür, und Kath begrüßte Dave mit in die Hüften gestemmtten Händen: »Jetzt sieh dich einer an!

Mehr Staub als Mann. Wenn du reinwillst, zieh wenigstens die Stiefel aus.«

»Geht nicht«, antwortete Dave. »Dann marschieren die Socken von alleine weg.«

Kath lachte. »Okay, warte hier.« Eine Minute später kehrte sie mit einer Riesenportion Fleisch und Kartoffeln zurück.

Stephanie folgte ihr. »Hi, Dave. Ich wusste gar nicht, dass du hier bist.« Sie stellte sich dicht neben Mark.

Dave, der an der Wand lehnte, hatte den Mund voll. Er hob seine Gabel, sagte aber nichts. Mark spürte die Anspannung in der Luft. Die beiden hatten sich nie sonderlich gut verstanden.

»Aha«, sagte Stephanie. »Wie geht's so?«

Dave kaute weiter. »Kaputtes Quad«, sprang Mark ein und schob sie behutsam beiseite. »Dave ist nur hier, um Ersatzteile zu holen.«

»Ach, na dann bist du sicher noch einige Zeit in der Gegend, nicht?«, fragte sie Dave, der als Antwort lediglich mit den Schultern zuckte. Stephanie ließ sich nicht abwimmeln. »Wir könnten noch Hilfe bei der Spendenveranstaltung gebrauchen, und du musst unbedingt zu dem Ball kommen. Der wird lustig.«

Kath mischte sich ein. »Lass den Mann essen, Kindchen!«, schalt sie. »Für alles andere ist später noch reichlich Zeit. Aber ihr drei solltet wirklich mal abends ausgehen. Wie wäre es, wenn ihr morgen Abend in die Taverne geht, wenn der Viehtrieb vorbei ist? Auf ein kühles Bier?«

»Ganz wie in alten Zeiten«, sagte Stephanie mit einem Lächeln zu Mark.

Mark konnte ihre nostalgische Begeisterung zwar nicht teilen, doch es war tatsächlich eine ganze Weile her, seit er das letzte Mal in der Stadt gewesen war, und Dave und Stephanie würden ohnedies beide wieder dorthin zurückfahren. »Klingt

gut. Ich sollte mal nachsehen, ob sie noch steht.« Er zwinkerte Kath zu.

»Oho, die ist noch da, keine Bange. Der Schlachter hat seinen Laden vergrößert, und überall hängen die Plakate für das Rugby-Turnier nächste Woche. Ach ja, es gibt auch einen neuen Doc.« Kath hatte eine Menge für Klatsch übrig.

»Wo kommt er her?«, fragte Stephanie.

»Sie.«

Mark zog die Augenbrauen hoch. »Dr. Harris geht doch nicht weg, oder? Dad muss demnächst zur Untersuchung, und ihr wisst ja, wie er mit Ärzten ist. Es ist schon schwer genug, ihn zu Dr. Harris zu kriegen, aber zu einer Neuen?«

»Ist er krank?«, fragte Stephanie, und wieder zeigte sich die kleine, steile Sorgenfalte über ihrer Nasenwurzel.

Sofort bereute Mark, das Thema angesprochen zu haben. Er wollte nicht, dass sich die Morgans um die Gesundheit seines Vaters sorgten. Außerdem lag die Attacke mit den Brustschmerzen bereits sechs Monate zurück.

Nachdem Dave seinen Teller restlos leergegessen hatte, entschuldigte er sich und ging nach draußen zum Geräteschuppen. »Kannst du mir beim Suchen helfen?«, rief er Mark zu. Während Kath drinnen Teller und Töpfe stapelte, blickte Stephanie den beiden von der Küchentür aus nach.

Kaum waren sie in dem Schuppen, wo sich Kisten mit verschiedensten Geräten in den Metallregalen stapelten, fragte Dave: »Was ist mit den Morgans? Alles friedlich?«

Mark rieb sich übers Gesicht. »Ja, wieso?«

Dave sah sich zum Haupthaus um, bevor er anfang, in den Ersatzteilkisten zu wühlen. »Nur so. Im Moment haben die Leute überall zu kämpfen, und ich habe gehört, dass einer der großen Viehbetriebe in der Gegend an Ausländer verkaufen will. Viele glauben, dass Investoren aus Übersee dickes Geld bezahlen. Vor allem aber traue ich den Morgans nicht. Die

sind schon immer vor allem auf ihren eigenen Vorteil aus gewesen.«

»Sie erkundigen sich nur, wie es um Ryders steht«, sagte Mark, musste jedoch zugeben, dass ihm beständig unwohler wurde. Er sollte dringend mit seinem Vater über die Buchhaltung sprechen und prüfen, ob wirklich alles gut lief.

»Gefunden«, sagte Dave und zog eine Kiste vom zweiten Regal.

Dave machte sich bald auf den Weg, doch Marks ungutes Gefühl hatte sich hartnäckig eingenistet. Die Welt veränderte sich, und er wusste, dass Ryders Station es früher oder später ebenfalls tun musste. Seine Gedanken überschlugen sich, als er in Richtung des Büros ging. Stephanies Anspielung auf Schürfrechte und ausländische Investoren war gewiss kein Zufall, und für ihre Familie war ein Verkauf allemal attraktiver, als abzuwarten, dass sich Ryders erholen würde. Gott sei Dank war der Morgan-Anteil nicht groß genug, dass sie allein Entscheidungen über das Schicksal der Ranch treffen durften. Und so musste es auch bleiben. Es war höchste Zeit zu überlegen, welche anderen Möglichkeiten Ryders in Zukunft das Überleben sichern könnten. Andere Farmen schafften es ja auch, neue Wege zu finden, Geld zu verdienen; manche holten sich sogar Touristen auf ihr Land.

Marks Blick fiel auf das Bürotelefon. Wieder kam ihm die Idee, Cat anzurufen, denn sie liebte es, mit neuen Ideen zu spielen. Aber wahrscheinlich kämpfte sie noch mit ihrem Jetlag. Also wanderte Mark durch die Dunkelheit zum Haus zurück, sank ins Bett und schlief, erschöpft wie er war, bald ein.

Nach einer relativ ruhigen Woche herrschte am Samstagmorgen Hochbetrieb in der Praxis. Das lag nicht allein an der überdurchschnittlich hohen Anzahl an Patienten, die bereits innerhalb eines halben Tages aufgetaucht waren; überdies waren Probleme aufgetreten, mit denen Daniella nicht gerechnet hatte.

Einer der Patienten von ihrem Stapel bestand darauf, von Dr. Harris und nicht von ihr untersucht zu werden. Grundsätzlich war das verständlich. Rusty war ein raubeiniger Typ mit wettergegerbtem Gesicht, einem von harter Arbeit gezeichneten Körper und grauem Brusthaar, das ihm oben aus dem blauen Trägerhemd quoll. Seine drahtigen Arme vor sich verschränkt, saß er vor Daniella und erklärte, dass sie ihm ja nicht zu nahe kommen solle. Zweifellos hatte sich Dr. Harris Rustys Vertrauen hart erarbeiten müssen. Leider bedeutete dieser Zwischenfall, dass sich die Wartezeiten für die anderen Patienten von Dr. Harris verlängerten, und einer von ihnen beschwerte sich bereits lautstark.

»Wie lange dauert das hier denn noch?«, hörte Daniella ihn fragen. Sie dachte gerade über ein weiteres Mittagessen aus trockenen Keksen nach, das wegen Rusty sogar früher als gedacht stattfinden würde, und linste durch das verspiegelte Fenster zwischen Küche und Empfang. Ein Mann lehnte auf dem Tresen und krümmte sich, als hätte er starke Schmerzen.

Einen Moment später kam Jackie in die Küche.

»Probleme?«, fragte Daniella.

»Ein neuer Patient«, sagte Jackie. »Er sagt, dass er Kopfschmerzen hat. Eigentlich hätte er heute Morgen schon einen Termin gehabt, der abgesagt werden musste.

»Ist er von hier?«, fragte Daniella und überlegte gleichzeitig, wie Dr. Harris reagieren würde, wenn sie ihm einen seiner Patienten wegschnappte.

»Nein, ich habe ihn noch nie gesehen. Er hat eine Adresse in Mount Isa angegeben.«

»Okay, ich übernehme ihn.« Daniella schnappte sich die leere braune Mappe und las den Namen vor. »Pete?«

Der Mann war groß und dünn. Er trug, wie für die meisten Minenarbeiter üblich, ein T-Shirt und eine blaue King-Gee-Hose. Daniella hatte sie viel in Mount Isa gesehen, hier hingegen kaum. Als er auf das Sprechzimmer zuing, fiel ihr auf, dass er nervös wirkte und ihr nicht in die Augen sehen konnte. Andererseits war er vielleicht wegen einer heiklen Beschwerde gekommen und deshalb verlegen.

»Was kann ich für Sie tun?«, fragte sie, nachdem sie sich gesetzt hatte.

»Ich habe höllisches Kopfweg, Doc. Und dagegen brauche ich was.« An seinem Haaransatz glänzten Schweißperlen.

»Was für Kopfschmerzen?«

»Echt üble.« Er hielt eine Hand an seinen Kopf und verzog das Gesicht.

»Hatten Sie vorher schon einmal solche Kopfschmerzen?«

»Nicht so schlimm. Können Sie mir was dagegen geben?«

»Okay, Pete«, sagte sie ruhig. »Wo genau sind die Schmerzen?«

»Na, praktisch überall«, antwortete er, während er unruhig auf seinem Stuhl hin und her rutschte.

»Wenn Sie den Schmerz auf einer Skala von eins bis zehn einordnen müssten, wobei zehn der höchste Wert wäre, was würden Sie sagen?«

»Zehn. Eindeutig zehn.«

Daniella überlegte. Könnte es ein blutendes Hirnaneurysma sein? Das sollte sie auf jeden Fall ausschließen können. »Wie lange haben Sie die Schmerzen schon?«, fragte sie.

»Ungefähr seit einer Stunde.«

»Okay, dann legen Sie sich mal auf die Untersuchungsliege, damit ich mir Sie genauer ansehen kann«, sagte sie und griff nach ihrer kleinen Taschenlampe.

»Können Sie mir nicht einfach Tabletten geben?«

Daniella zögerte. Ihr Gefühl sagte ihr, dass etwas nicht stimmte. Wie es ein Kollege einmal beschrieben hatte: der Bullshit-Radar schlägt an. Möglichst gelassen antwortete sie: »Nur ein kurzer Blick.«

Widerwillig legte er sich hin, und Daniella nahm rasch eine neurologische Einschätzung vor. Sie fand keine eindeutigen Symptome, keine Erschlaffung oder Fehlfunktion der Gesichtsmuskulatur. Andererseits würden sich diese im Fall eines Aneurysmas auch nicht zwingend zeigen. Die Praxis hatte kein CT-Gerät, nicht einmal ein Pathologie-Labor. Sie verfügten einzig über ein Röntgengerät, eine Zentrifuge und eine einfache Laborausstattung. Daniella könnte eine Lumbalpunktion nehmen – eine Probe aus der Flüssigkeit an der Wirbelsäule –, nur verlor sie damit unter Umständen wertvolle Zeit, in der Pete schon unterwegs zu einem Krankenhaus mit einer besseren Ausstattung sein könnte.

»Okay, Pete, wie schnell ist der Schmerz gekommen?«

»Sehr schnell.«

»Wird er durch irgendetwas schlimmer? Oder besser?«

»Es ist einfach nur schlimm«, stöhnte er.

Daniella nagte an ihrer Lippe. »Pete, es könnte sein, dass es etwas Ernstes ist. Eine Hirnblutung kann ich nicht ausschließen, deshalb würde ich gerne Dr. Harris hinzubitten.«

Das schien den Mann jedoch noch nervöser zu machen.

»Jetzt mal halblang, Doc. Ich habe Migräne! Mein Arzt gibt mir normalerweise Endone, und gut ist's.«

Daniella merkte auf. Endone war ein Opiat. »Endone? Gegen Migräne?«

»Ja.«

»Aber sagten Sie nicht, dass Sie noch nie vorher solche Schmerzen gehabt haben?«

»Nicht so üble.« Der Mann leckte sich die Lippen.

Daniella bekam langsam eine Idee davon, was hier los war und stellte ihre Theorie auf die Probe. »Ich befürchte, dass es ein Aneurysma sein könnte, und das wäre eine sehr ernste Sache. Deshalb halte ich es für besser, wenn ein erfahrener Arzt Sie sich mal ansieht. Falls ich nämlich recht habe, müssen wir Sie zu einer größeren Klinik fliegen lassen.«

»Ich habe kein Aneurysma! Ich brauche einfach Endone!«, erwiderte er trotzig. Er stieg von der Liege und verschränkte die Arme vor dem Oberkörper.

»Das kann ich Ihnen nicht gegen Migräne verschreiben«, sagte Daniella, während sie sich langsam und vorsichtig an ihm vorbeisob. »Aber ich kann Ihren bisherigen Krankheitsverlauf aufnehmen und Ihnen etwas Geeigneteres verschreiben.«

»Hören Sie mal, junge Frau, Sie geben mir jetzt Endone!« Seine Stimme wurde lauter.

Daniella öffnete die Tür. »Danke. Bitte warten Sie draußen, solange ich mich mit Dr. Harris berate.«

Der Mann blickte zwischen ihr und dem Flur hin und her. »Fick dich, Schlampel!«, brüllte er und stürzte aus der Praxis.

Daniella hörte, wie die Schiebetür vorne so heftig zugestoßen wurde, dass sie in ihren Schienen vibrierte. Sie stützte eine Hand an die Wand. Drei tiefe Atemzüge!

Jackie kam herbeigelaufen. »Daniella, alles okay?«

Daniella hörte, wie die Patienten im Wartezimmer aufge-

regt durcheinanderredeten, und im nächsten Moment den draußen aufspritzenden Kies, als ein Wagen schlingern vom Parkplatz raste. Dr. Harris bat alle, ruhig zu bleiben, bevor er in Daniellas Sprechzimmer kam.

Daniella schloss die Tür und stellte zufrieden fest, dass ihre Hände nur noch leicht zitterten. Es würde aber sicher noch schlimmer werden, wenn ihr gestiegener Adrenalinspiegel seine Wirkung zeigte.

»Sind Sie verletzt?«, fragte Dr. Harris.

»Nein, er hat mich nicht angerührt. Mir geht es gut.«

»Was ist passiert?«

»Er wollte Endone. Angeblich ein akuter Kopfschmerz, zehn von zehn, aber nichts beim Neuro-Check. Als ich erwähnte, dass ich Sie konsultieren möchte, sagte er, es wäre eine Migräne, gegen die er normalerweise Endone bekomme. Ich bat ihn, draußen zu warten, aber da war er schon aus der Tür.«

Dr. Harris kniff den Mund zusammen und studierte Daniellas Gesicht. Sie bemühte sich, so ruhig wie möglich zu bleiben. »Gut«, sagte er, als wäre er zu einer Entscheidung gekommen, und ging hinaus.

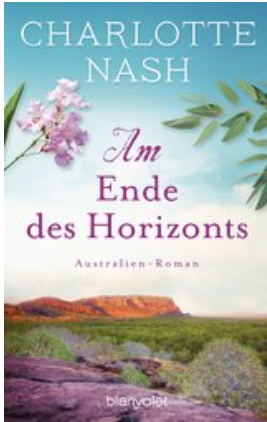
Daniella blickte fragend zu Jackie, die nur sagte: »Wahrscheinlich ruft er die Schmerzlinik in Mount Isa an, um herauszufinden, wie dieser Kerl hier gelandet ist. Ihn habe ich hier noch nie gesehen, aber wir hatten schon andere Leute von dort in der Praxis, die so etwas versucht haben.«

»Wirklich?«

»Ja, sicher. Die wissen, dass es nur einen Arzt gibt und kein Sicherheitspersonal. Da glauben sie gerne, dass sie hier frech werden können.«

»Wow.« Daniella schluckte. Noch nie hatte sie sich so direkt bedroht gefühlt.

»Geht es Ihnen wirklich gut?«



Charlotte Nash

Am Ende des Horizonts

Australien-Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 416 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-7341-0116-8

Blanvalet

Erscheinungstermin: Juni 2015

Nach einem traumatischen Erlebnis will Dr. Daniella Bell sich in dem kleinen Ort Ryders Ridge im Nordwesten Queenslands ein neues Leben aufbauen. Schnell gewinnt die einfühlsame Ärztin das Vertrauen ihrer neuen Patienten – und die Zuneigung des gut aussehenden Mark Walkers. Doch auch das Leben auf dem Land ist nicht ohne Komplikationen ... Gerade als Daniella kurz davor ist, erneut die Flucht zu ergreifen, zwingt ein tragischer Unfall sie dazu, sich endlich ihrer Vergangenheit zu stellen, wenn sie Mark nicht für immer verlieren will.